

**Sonderdruck**  
aus der  
**Oberpfälzer Heimat**  
Band 35 (1991)

Die „Oberpfälzer Heimat“ erscheint einmal jährlich und kann  
über den Buchhandel (14.80 DM)  
oder im Abonnement (12.— DM) bezogen werden.

Kontaktadresse:  
Heimatkundlicher Arbeitskreis, Pfarrplatz 4, 8480 Weiden

## Erinnerung an die gerade vergangene Zeit

Johann Andreas Schmellers Schrift  
über *Eine Europäische Verhandlungssprache*

Dieser Mann, der zurückgekehrt war, konnte sich keiner Zeit seines Lebens erinnern, die nicht von dem Willen beseelt gewesen wäre, ein bedeutender Mann zu werden [ . . . ]. Das Fatale daran war bloß, daß er weder wußte, wie man einer wird, noch was ein bedeutender Mensch ist. In seiner Schulzeit hatte er Napoleon dafür gehalten; teils geschah es wegen der natürlichen Bewunderung der Jugend für das Verbrecherische, teils weil die Lehrpersonen ausdrücklich auf diesen Tyrannen, der Europa auf den Kopf zu stellen versuchte, als den gewaltigsten Übeltäter der Geschichte hinwiesen. (Robert Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften*, Buch I, Kap. 9)

### Die Entstehungszeit – Offizier in Kempten

Von einem Ball zur »Feier des Maximiliantages« hatte der Oberleutnant Johann Andreas Schmeller die ihm mehr als freundschaftlich verbundene Frau Morell um 1 Uhr nachts nach Hause gebracht, vertraut er seinem Tagebuch am 12. Oktober 1814 an, und er trägt knapp weiter ein:

»Gestern hatt ich den Aufsatz ‚Über eine allgemeine europäische Sprache‘ fertig« (TB I, S. 263).

Zu dieser Zeit ahnt er sicherlich nicht – vielleicht hofft er es –, daß er mit diesem seinem ersten selbständig erscheinenden Werk, dessen Druckfahnen er schon am 29. Oktober desselben Jahres in Händen hält, auch einen Schlußstrich unter den weltläufigen Teil seines Lebens, der ihn zuerst in die Fremde geführt, zum Söldner in Spanien, zum Lehrer dort und in der Schweiz und zuletzt zum Soldaten in bairischen Diensten gemacht hat, zieht, daß er erst wieder wissenschaftlich zur Feder greifen wird, um sich daran zu machen, sein Los als *Wortklaubler*, wie er selbst das genannt hat, zu erfüllen. Ja selbst zu der Zeit, als Schmeller den Abschluß dieser Schrift beurkundet, fällt es schwer, in dem in der Umgebung der zitierten Tagebuchstelle sichtbar werdenden allerlei Liebschaften pflegenden Oberleutnant in der Etappe den Autor einer sprachwissenschaftlichen, pädagogischen und volkserzieherischen Abhandlung sowie gleichzeitig antinapoleonischen Kampfschrift zu sehen. Allenfalls

die erkennbaren volkserzieherischen Momente in seiner Behandlung der ihm untergebenen Soldaten und ein sich polyglott gebendes Interesse an Sprachlichem überhaupt erlaubten eine Verbindung zum Inhalt der Schrift. Gerade aber der politische Impetus der Schrift wirkt zur Zeit ihrer Fertigstellung bereits etwas anachronistisch. Was vielleicht davon geblieben ist, ist der Wunsch, ein »weltnützlich Werk« zu tun.

### **Der Inhalt – Weltnützlich, Sprache und Politik**

#### **Sprache, Politik und Pädagogik**

Trotz ihres in volkserzieherischen Sinn gehaltenen Titels Soll es *eine* allgemeine europäische Verhandlungs-Sprache geben? gibt Schmellers Schrift über weite Partien einerseits mehr und andererseits anderes. Mehr, als doch die Ausbreitung von Kenntnissen über die europäische Sprachverwandtschaft generell einen sehr breiten Rahmen einnimmt, und anderes, als sie politische Gelegenheitsschrift ist, die das Unglück hat, daß sich zwischen dem Zeitpunkt ihrer Konzeption und ihrer Abfassung einerseits und dem ihres Erscheinens andererseits die politische Lage entscheidend geändert hat. So erscheint die – antinapoleonische – politische Stoßrichtung mit fortschreitend erkennbaren Ergebnissen des Wiener Kongresses, der im Juni 1815 zu Ende geht, nicht nur leicht anachronistisch, sondern sogar eher als restaurativ denn – wie unverkennbar intendiert – als progressiv. Unter beiden Punkten leidet eigentlich auch die Wirkung des wirklich *weltnützlichen* Aspektes von Schmellers Arbeit: Seine pädagogisch wie sprachpolitisch progressiven Überlegungen zu einer gestuften Mehrsprachigkeit verlieren gerade durch die erkennbare antifranzösische Stoßrichtung wie durch die genealogisch begründete Minderbewertung der kleinen Sprachen an eigenständiger Wirkung.

#### **Die inhaltliche Struktur**

Unter der Titelfrage, die eigentlich überraschen muß, denn es gibt ja die *Eine* Europäische Verhandlungs-Sprache: das Französische, werden drei verschiedene Dinge behandelt, die alle der Stützung der Behauptung dienen sollen, daß man erstens keine solche Verhandlungssprache brauche. Zudem brauche es, selbst wenn man eine einzelne Sprache zu dem genannten Zweck auswählen müßte, auf keinen Fall die französische Sprache zu sein. Zu diesem Zwecke läßt Schmeller zunächst die europäischen Sprachen in Verwandtschaftsgruppen, nämlich die der germanischen, romanischen, slawischen und

der sonstigen Sprachen auftreten und ermittelt aus jeder dieser Sprachgruppen über die Sprecherzahl eine Hauptsprache. Das sind das Deutsche, das Französische und das Russische; von den sogenannten kleineren und Trümmersprachen ist im weiteren nicht mehr die Rede, wiewohl zuvor die doch erhebliche Sprecheranzahl des Ungarischen genannt worden war. Wird somit scheinbar sprachgeschichtlich die Gleichberechtigung mehrerer europäischer Sprachen festgestellt, gerät dieses Prinzip schon ins Wanken, wenn, wegen der Sprecherzahl und natürlich aus politischen Gründen, das Englische mit aufgezählt wird.

An dieser Stelle wird dieser erste Argumentationsstrang aber verlassen, im folgenden geht es direkter um die im Titel gestellte Frage. Die Verbindung zum Vorherigen besteht darin, daß Schmeller die politische mit der sprachhistorischen Lage parallel setzt, und für beide eine natürliche Tendenz zu einer in Maßen bleibenden Demokratisierung annimmt. Der Sturz Napoleons wird als Symbol dafür verstanden, daß die Zeit der Alleinherrscher endgültig einer Epoche des Mitredens aller zu weichen habe. Für Schmeller gibt es dazu eine genaue Parallele in der Sprachentwicklung: Sowohl die Auseinanderdifferenzierung in eine Vielzahl von Dialekten wie auch die anschließend erfolgte Konzentration in eine überschaubare Anzahl von Schriftsprachen erscheinen ihm als natürliche Entwicklungen, und der oben geschilderte Zustand zu seiner Zeit gilt ihm als der ideale Kompromiß zwischen Sprachenvielfalt und pragmatischer Konzentration auf eine Sprache. Eine Lösung der im Titel der Schrift genannten Frage, die das Etikett demokratisch in Schmellers Sicht verdient, hat von diesem als sprachgeschichtlich ideal erkannten Zustand auszugehen, und nicht weniger, aber auch nicht mehr Sprachen berücksichtigen.

Vor einem Vorschlag, wie eine entsprechende Lösung aussehen solle, setzt er sich aber mit den verschiedenen Varianten einer Ein-Sprach-Lösung auseinander. Nur einen Halbsatz sind ihm in diesem Zusammenhang die Versuche wert, eine neugeschaffene Kunstsprache zur europäischen Lingua Franca zu machen, eine dem Erfolg auch neuerer Versuche durchaus angemessene Einschätzung solcher Ansätze. Als historischer Fehltritt wird die Verwendung des Lateinischen als Bildungssprache behandelt: Sein Gebrauch nach der Zeit seiner Existenz als existierender Volkssprache sei nicht nur ein Anachronismus, der zu Ausdrucksproblemen führen müsse, sondern auch Relikt autokratischer Zeiten, wo die Regierenden als Sonderkaste mit ihrer Sondersprache verstanden werden konnten. Dennoch sei vom Gleich-

heitsgrundsatz her die Lösung mit einer toten Sprache wie Latein noch weit- aus akzeptabler als die anschließend betrachtete Alternative, müsse sie doch der Sprecher jeder lebenden europäischen Sprache als Fremdsprache lernen, weshalb keiner bei ihrem Gebrauch gegenüber dem anderen bevorzugt sei. Wesentlich kritischer ist Schmeller aus eben- diesem Grunde gegenüber der anderen Variante, die ja zu Schmellers Zeit die real existierende Lage war, dem Gebrauch des Französi- schen als internationaler Sprache. Neben einer Vielzahl durch die aktuelle politische Situation bedingter Polemik spielt dabei eine wich- tige Rolle, daß dadurch den muttersprachlichen Franzosen ein un- gerechtfertigter Vorteil eingeräumt würde. Die Bedeutung dieses Tat- bestands wird in Schmellers Sicht noch dadurch verstärkt, daß man nur eine Sprache vollständig beherrschen könne. Zudem wird an dieser Stelle sehr ausführlich die Bedeutung der jeweiligen Mutter- sprache für die Identität des einzelnen Volkes betont, eine Art von Überlegung, die es geradezu als widernatürlich erscheinen lassen muß, die eigene Sprache aufzugeben. So müssen in Schmellers Konzept natürlich mehrere Sprachen eine Rolle spielen, ja auch für die Frage des internationalen Verkehrs in Politik und Kultur – was ja der Terminus europäische Verhandlungssprache sagen will – dürfte keine existierende Schriftsprache ausgeschlossen sein. Hier allerdings weicht dann aber doch eine pragmatisch-politische Sicht dem romantischen Nationaldenken: Nur die genannten vier Natio- nalsprachen Deutsch, Englisch, Französisch und Russisch spielen in Schmellers Konzept eine Rolle. Die kleineren Sprachen der jewei- ligen Sprachfamilien hätten sich jeweils an die größte anzuschließen. Von dieser Inkonsequenz abgesehen ist Schmellers Vorschlag aber ganz originell: Jeder Gebildete soll seine Muttersprache bzw. die »große« verwandte Sprache sprechen und die anderen drei verste- hen lernen. Wenn das in ganz Europa so durchgeführt würde, wäre eine echte mehrsprachig funktionierende internationale Kommunika- tion möglich. Daß eine ganz ähnliche Konzeption noch in den neue- sten Vorschlägen zur Reform des Fremdsprachenunterrichts vertre- ten wird, nämlich in Form von Diversifikation des Sprachangebots, größerer Sprachauswahl mit jeweils unterschiedlichen Lernzielen (Spre- chen, Verstehen), macht dem jungen (gewesenen) Pädagogen Schmel- ler durchaus Ehre.

### Grund und Zweck der Schrift

An wen ist nun aber dieser Vorschlag adressiert? An die Verhan- delnden des Wiener Kongresses, sie sollten ihre Schlußakte gleich-

berechtigt in diesen Sprachen abfassen, um so den Beginn einer neuen Zeit der Gleichberechtigung auch in ihrer Sprache erscheinen zu lassen. So ist auch eine Anmerkung in Schmellers Briefwechsel vom 18. September 1814 zu verstehen, daß er seine Schrift »gerne noch diesem Monat fertig hätte, um sie dem Kronprinzen zu senden, der auch nach Wien reiset und sie da verbreiten könnte.« (Winkler 1989, S. 148). Und tatsächlich zeigt sich auf dem Kongreß der Sieger auch die Tendenz, in gewissem Umfang die Sprache der Verlierer zurückzudrängen, so daß Schmeller, der sich inzwischen auf Frankreichfeldzug befindet, am 31. Juli 1815 ein bißchen selbstzufrieden kokettierend feststellen kann:

»Sollte ich den Artikel 120 in den Akten des Wiener Congresses mit haben veranlassen helfen?« (TB I, S. 332)

Dieser Artikel 120 lautet:

*La langue françoise ayant été exclusivement employée dans toutes les copies du présent traité, il est reconnu par les puissances qui ont concouru à cet acte, que l'emploi de cette langue ne tirera point à conséquence pour l'avenir; de sorte que chaque puissance se réserve d'adopter, dans les négociations et conventions futures, la langue dont elle s'est servie jusqu'ici dans ses relations diplomatiques, sans que le traité actuel puisse être cité comme exemple contraire aux usages établis.*

Es ist nun eigentlich verblüffend, daß Schmeller diesen Artikel wenn schon nicht als eine Erfüllung seines Appells, so doch als eine Art Antwort auf solche und ähnliche Forderungen sieht. Denn was stellt dieser Paragraph fest? Der ganze Text in allen seinen Ausfertigungen ist in französischer Sprache abgefaßt: Gerade das nicht zu tun, war aber doch der Aufruf Schmellers gewesen. Durch diesen ausschließlichen Gebrauch der französischen Sprache in dem vorliegenden Vertragswerk solle aber nichts für die Zukunft präjudiziert werden: Das ist nun zweifellos ein potentiellcs Zugeständnis an andere Sprachen und somit im Sinne des Schmellerschen Anliegens. Der Gebrauch anderer Sprachen ist aber daran gebunden, daß er bei einer der Signatarmächte bereits Usus im diplomatischen Verkehr war. Da das aber, auch nach den Ausführungen in der vorliegenden Schrift zur Verhandlungssprache, gerade nicht der Fall gewesen zu sein scheint, muß die Frage zumindest offen bleiben, ob es sich hier um etwas anderes als einen leeren Rechtstitel handelt.

Aber trotzdem, u. d. h. auch wenn nichts Praktisches daraus folgt,

hat Schmeller recht mit seiner Einschätzung, möglicherweise auch auf seine Schrift sei die Existenz eines solchen Artikels in diesem Vertragswerk zurückzuführen; das Vorhandensein einer aktiven und begeisterten bürgerlich-nationalen Bewegung, die gerade im Jahr 1813, wie wir sehen werden, ungeheuren publizistischen Aufruhr verursachte, machte es nicht nur möglich, sondern für die interne Stabilität der deutschsprachigen Siegerstaaten sogar notwendig, die eigene Sprache als Ausdruck des eigenen Volksgeistes der Herrschaftssprache, dem Französischen, entgegenzusetzen. Daß das alles im Rahmen eines doch französischen Textes geschieht und daß der Gebrauch anderer Sprachen an erkennbar restriktive Bedingungen geknüpft ist, zeigt aber, daß die Funktion eine andere ist, als von der bürgerlich-nationalen Bewegung erhofft. Denn letztlich hat man zum Schluß des Wiener Kongresses ein déjà-vù-Erlebnis ganz besonderer Art: Aus der Talleyrand-Metternichschen Zauberkiste erscheint das Französische, aber nicht als die Sprache Napoleons, sondern mit dem nochmaligen Versuch, das schon etwas abgetragene Bourbonenkleid nach erneutem Wenden wieder tragbar erscheinen zu lassen. Wenn somit die Sieger auf dem Wiener Kongreß sich von der französischen Sprache distanzieren, dann nicht aus dem Grund, der die bürgerlich-nationalen Intellektuellen zu einer solchen Wendung treibt, nämlich dem Wunsch einer Demokratisierung des Sprachengebrauchs als Entsprechung für eine Konstitutionalisierung des politischen Lebens. Was die Organisatoren des Wiener Kongresses im Sinne haben, ist Restauration, d. h. ein Zurückdrehen der Uhr in die vorrevolutionäre Zeit: Das Französische als Sprache der Revolution, und sie repräsentiert auch noch der *Kaiser* Napoleon, ist der Feind, als Sprache der feudalen Gesellschaft in Europa überhaupt und auch als Sprache des wiedergekehrten französischen Königtums ist sie durchaus salonfähig, en vogue. Diese Feindstellung ist nun sicherlich zusätzlich dadurch motiviert, daß auch die französische Revolution selbst umgekehrt dasselbe Verfahren angewendet und Französisch als die einzige Sprache der Freiheit proklamiert hatte. Und so war denn in diesem Kräftefeld die französische Sprache in ihrer doppelten politischen Rolle für die Machthabenden auch ein Mittel, Kontinuität ohne völligen Ausschluß des Fortschritts zu dokumentieren, denn auch die konservativen Kräfte glaubten letztlich nicht an die Möglichkeit, die Revolution und ihre Folgen ungeschehen machen zu können. »So schrieb etwa Joseph de Maistre« – einer der konservativen Vordenker – »die Zeit sei der Premierminister Gottes auf dieser Welt, sie ließe sich nicht zurückspulen, jedes Jahrhundert trage sein eigenes Gesicht.« (Bergeron/Furet/Koselleck 1969, S. 200)

In den bürgerlich-nationalen Kreisen, die mit den Befreiungskriegen große Hoffnungen verbunden hatten, und sich so – öffentlich sichtbar vor allem im Jahre 1813 – in Bewußtsein und Tat der nationalen Sache ergaben, hatten der Verlauf und die Ergebnisse eine mehr oder minder große Ernüchterung zur Folge. Und so ist es vielleicht auch gar nicht so überraschend, daß uns auch beim Vergleich des Schmeller, den wir bei Fertigstellung dieser Schrift als Offizier in Kempten erleben, mit den Inhalten dieser Schrift ein gewisses déjà-vù-Gefühl überkommt: Diesen Schmeller kennen wir von 1813. Die Jahre 1814/15 stellen einen breiten Schlußstrich dar, bei dem die offiziellen Ereignisse – der Frankreichfeldzug – die mit Schmeller vorgehende Wandlung zum Teil verdecken. Indizien finden sich allerdings so nebenher, so wird auch das wissenschaftliche Interesse einsträngiger, und am Schluß haben wir den Schmeller, der bereit ist, die Arbeit seines Lebens zu tun – »Also ein baierisches Idiotikon!« (TB I, S. 372) notiert er am 3. Februar 1816 – politisch immer etwas skeptisch resigniert, nicht gänzlich unzufrieden allerdings deshalb, da ihm gerade der Kronprinz und spätere König Ludwig I., mit dem er ja mehrfach auch persönlichen Kontakt hat, als Garant einer konstitutionellen Verlässlichkeit gilt (zumindest in der Frühzeit, von der wir hier reden).

### Warum vom 1813 kein Weg nach 1815 führt

Dieser These sei nun an der sprachwissenschaftlichen und an der politischen Argumentation von Schmellers Schrift noch etwas nachgegangen.

### Wesen und Wert der europäischen Sprachen

Begonnen sei entsprechend dem Ablauf der Arbeit mit der an seinen Ausführungen sichtbar werdenden sprachwissenschaftlichen Interessenlage Schmellers. Wie beginnt unsere Schrift? –

*Erhebend ist die Betrachtung, daß die Bewohner Europas, [. . .] die dem asiatischen Nachbar Türken gegenüber sich bedeutungsvoll den gemeinschaftlichen Namen Franken geben, [. . .] gleichsam eine einzige große Familie ausmachen [. . .].*

Im Sommer 1813, also etwa ein Jahr, bevor der vorliegende Aufsatz fertig wurde, hat Schmeller Gelegenheit, in des Freiherrn von Wessenberg Bibliothek zu arbeiten, offenbar in diesem Zusammenhang bekommt er Friedrich Carl Fuldas von der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen im Jahr 1771 preisgekrönte und im Jahr



1773 erstmals erschienene Schrift Ueber die beiden Hauptdialecte der Teutschen Sprache in die Hände. Auffälligerweise scheinen nun Schmeller an dem Büchlein des württembergischen Pastors und Sprachforschers, das auf Veranlassung des Verlegers Breitkopf in Leipzig auch dem ersten Bande der Erstauflage des Adelungschen Wörterbuches vorgebunden wurde, nicht seine auffällig richtige Beobachtungen enthaltenden, wenn auch hochgradig unsystematischen Ausführungen zu den Unterschieden zwischen den hoch- und niederdeutschen Dialekten interessiert zu haben – das hätte man vielleicht von dem späteren Dialektologen erwarten können. Vielmehr beeindruckt ihn zumindest zu dieser Zeit anscheinend hauptsächlich Fuldas hochspekulatives Stammwurzelsystem, das eng mit einer entsprechenden genealogischen Theorie der Sprachverwandtschaften zusammenhängt. Auf jeden Fall notiert sich Schmeller am 14. September 1813 (TB I, S. 214):

*»Allemania gilt in Frankreich für Deutschland wie im Orient Franken für Europa. So wanderte Germania' Fulda, der tiefe Sprachforscher in seiner Abhandlung über die beiden Hauptdialekte der dt. Sprache.«*

Und im Anschluß an dieses Exzert einer Stelle, die bei Fulda 1773, S. 45/46 steht, notiert er sich noch einige der Fuldaschen Etymologien zu germanischen Stammesnamen. Diese Stelle ist deutlich erkennbar der Quell zum Beginn unserer Schrift und charakterisiert ihrerseits die Quellen, aus denen Schmeller zu dieser Zeit seine sprachwissenschaftlichen Meinungen und Kenntnisse schöpft. Es handelt sich um die spätaufklärerischen Positionen vor allem auch der etymologisierenden Autoren – man vergleiche etwa den Verweis auf Kanne (TB I, S. 204) oder die Auseinandersetzung mit Zschokke über die *»ewige Veränderlichkeit der Worte nach der Länderbeschaffenheit«* (TB I, S. 210/11), von dem sich Spuren auch in unserem Text finden – und der Autoren, die vom Zusammenhang von Volk und Sprache reden. Den Anstoß zur Beschäftigung mit dieser Frage hatte zweifellos Herder gegeben: als Prototyp des sensualistischen Aufklärers hat er auch Schmeller tief beeindruckt: *»Ja, Herder! du lehrst mich wieder Religion!«* (TB I, S. 146) schreibt er am 20. Juni 1806 in sein Tagebuch. Gerade aber zu der Zeit, von der wir hier sprechen, gewinnen diese Gedanken in politisch-praktischer Anwendung eine neue Bedeutung:

*»Im Umfeld der Befreiungskriege kommt es zu einer Aktualisierung der Problematik des Zusammenhangs von*

*Sprachgeschichte und Volksgeschichte.*« (Bahner/Neumann 1985, S. 81)

Zu nennen als Männer, die diese Gedanken in den Zusammenhang der bürgerlichen Nationenbildung stellen, sind neben Ernst Moritz Arndt, der Turnvater Friedrich Ludwig Jahn, Johann Gottlieb Radlof, aber auch Pädagogen wie Christian Hinrik Wolke und gar ein Geograph wie August Zeune (die einschlägigen Titel sind bei Bahner/Neumann 1985 verzeichnet). Es vermag von daher nicht zu verwundern, daß Schmeller sich mit den Äußerungen all dieser Männer positiv auseinandersetzt:

»Die allgemeine Zeitung sagt ein kräftiges Wort zu Wolkes, Radlofs [. . .] Bemühungen. Wohl that es mir beim Lesen.« (TB I, S. 175)

»Mit Jahn's Volksthum den Nachmittag andachtvoll nach der Insel Meinau gewandert.« (TB I, S. 207)

»Wenn nur alle Deutsche befreit ist [sic] wie der deutsche Mann Arndt so herrlich gemahnt.« (TB I, S. 232)

Alle diese Erwähnungen häufen sich im Jahre 1813, auch Zeunes wird in diesem Jahr aus Anlaß der neuen Ausgaben des Nibelungenlieds, die als Taten der nationalen Gesinnung gefeiert werden, gedacht. Vielleicht spielt hier auch der pragmatische Begründungszusammenhang eine Rolle, wie er im Zusammenhange mit dieser Schrift an mehreren Stellen formuliert wird, die Hoffnung, sich gerade durch diese Schrift eine berufliche Position zu verschaffen; explizit argumentiert Schmeller so in einem Brief, den er am 12. November 1814 an den Kronprinzen, den späteren König Ludwig I., schreibt:

[. . .] meine LieblingsArbeit – Sammlung und Forschung über die vaterländische Sprache in ihren ältesten und neuesten Formen und ihrem Zusammenhange mit den übrigen europäischen Schwestern, – worüber ein eigener Lehrstuhl, an einer unsrer Höhern Schulen errichtet, für die nationale Bildung unsrer edlern Jugend vom wohlthätigsten Einfluß sein müßte – [. . .] (Winkler 1989, S. 154)

Diese Art der Argumentation erinnert unwillkürlich an die Weise, wie Friedrich Heinrich von der Hagen einige Jahre früher zur ersten Professur für deutsche Sprache und Literatur in Deutschland überhaupt kam:

»V. d. Hagen hatte sich durch seine Nibelungenlied-Bearbeitung [. . .] in Deutschland einen Namen als

*enthusiastischer Patriot gemacht, und dieser Patriotismus scheint es auch gewesen zu sein, der ihm, dem philologischen Dilettanten, schließlich den Ruf auf die erste germanistische Fachprofessur eintrug.*« (Janota 1980, S. 16).

Wie auch immer die Verhältnisse zwischen den privaten Ambitionen und der öffentlich gezeigten Überzeugung gewesen sein mögen, inhaltlich stellt sich Schmeller auf jeden Fall selbst in die Reihe der bürgerlich-nationalen Publizisten, die in der neuen politischen Lage Herdersches Gedankengut vom Zusammenhang von Volksgeist und Sprache wiederaufnehmen und modifizieren. Von daher rührt die starke Betonung der eigenen funktionierenden Schriftsprache gegenüber dem vorherrschenden Französischen. Hier finden sich in unserem Aufsatz Partien, die den Zusammenhang mit dem allgemeinen Gedankengut belegen; stellt Schmeller ausführlich die Unmöglichkeit dar, zwei oder mehr Sprachen völlig zu beherrschen, so schreibt z. B. Jahn in der oben von Schmeller angesprochenen Schrift:

*»Zwei Mütter gebären nicht Einen Leib, zwei oder noch mehrere Sprachen zugleich entfalten kein Sprachvermögen.«* (a. a. O. S. 185).

Die mehr oder minder exzessiven Angriffe auf das Französische teilt er insbesondere mit Zeune und vor allem Arndt. In der Auseinandersetzung mit dem Französischen spielt zudem ein weiterer Gedanke eine Rolle, der in der empfindsamen Spätaufklärung zum Standard der Auseinandersetzung gehörte: Die französischen Neigungen der Berliner Akademie der Wissenschaften waren ja besonders deutlich geworden in der Krönung von Antoine de Rivarols Preisschrift, den *Discours sur l'universalité de la langue française*, im Jahr 1784; in ihr wird ja das Französische deshalb über die anderen Sprachen gestellt, da es die Bedeutungen in der logisch richtigen Weise ausdrücke. Ausführlich hat z. B. schon Friedrich Gottlieb Klopstock in seinen grammatischen Gesprächen gegen diese Position polemisiert (vgl. dazu Eichinger/Lüsebrink 1989), und Schmeller nimmt die Auseinandersetzung um die Gleichwertigkeit auch der anderen Sprachen wieder auf.

### Die Sprache, Napoleon, der Wiener Kongreß und die Gleichberechtigung

Schon die bisherigen Überlegungen, die sich ja eigentlich auf Schmellers sprachwissenschaftlichen Standpunkt bezogen, und die zeigten, daß er hierbei die Elemente einer spätaufklärerischen Sprach-

wissenschaft und Sprachphilosophie vertritt, die geeignet sind, in die »neue« romantische Position überführt zu werden, konnten klarmachen, daß für ihn die Gleichwertigkeit der Sprachen auch ein Signal für die Gleichwertigkeit der bürgerlichen Individuen ist, wobei aber die volle Verwirklichung der individuellen Identität erst in der Gemeinschaft des Volkes zu erreichen ist. Diese Gedanken – ebenfalls bei Herder präludiviert – spielen ja gerade bei Wilhelm von Humboldts Konzeption der inneren Sprachform eine entscheidende Rolle. Diese Konzeption, die die individuelle Entfaltung mit dem Wohlergehen der eigenen Nation verknüpft, macht nun für den liberalen bürgerlichen Intellektuellen, den auch Schmeller darstellt, die Stellung zu den europäischen Entwicklungen nach der französischen Revolution schwierig. Allerdings wird letztlich Einigkeit dahingehend erzielt, daß der napoleonische Imperialismus als eine Entartung anzusehen sei, der man entschieden entgegenzutreten habe. Man war sich klar, daß man nicht die absolutistischen Willkürlichkeiten in den deutschen Kleinstaaten gegen den zentralen Despotismus eines französisch dominierten europäischen Großreichs eintauschen wollte: Der durch die Einheit des sich auch im Genius der Sprache manifestierenden Volksgeistes konstituierte konstitutionelle oder gar republikanische Nationalstaat ist in diesem Zusammenhang durchaus eine progressiv-freiheitliche Utopie. Das verdient vor allem im Hinblick auf die weitere Entwicklung des Nationalismus im Verlaufe des 19. Jhs. festgehalten zu werden. Vor allem in der hin- und herwogenden Entscheidungsphase der napoleonischen Kriege, die dann die Zeit der Befreiungskriege genannt wurde, drängt die Hoffnung auf die befreienden Folgen eines Siegs über Napoleon das liberale Bürgertum, wie oben schon gezeigt, zu immer deutlicheren Äußerungen, ja dann sogar zum direkten Eingreifen: Schmeller wird schließlich deshalb Soldat. Diese Bewußtseinsphase, die im Jahre 1813 und im beginnenden Jahre 1814 kulminiert, spricht auch aus Schmellers Schrift, während wir z. B. Schmellers Tagebuchäußerungen entnehmen können, daß die mit dem Sieg über Napoleon verbundenen Hoffnungen bei den Liberalen durch die folgenden politischen Aktionen der Siegermächte mehr und mehr enttäuscht wurden. Und schon 1815, als Schmellers Schrift erscheint, ist ihr hoffnungsfroher Duktus eine Erinnerung an eine farbenfrohe Utopie, über der inzwischen graue Staubschichten ernüchternder, aber auch realistischer Erfahrung sich anlagern. Da wir über diese zeitliche Stufe nicht hinausgehen wollen, sei nur angemerkt, daß – wie oben im Zusammenhang mit der Entwicklung Bayerns unter Ludwig I. im Rahmen des deutschen Staatenbundes schon angedeutet wurde – das Einverständnis mit den dann herrschenden Zuständen

durch die Entwicklung konstitutioneller Ordnungen erleichtert wurde. Das Erbe der Revolution lebte weiter, denn der bis dahin herrschende Ständestaat wurde vor allem auch in Süddeutschland durch konstitutionelle Elemente sehr stark aufgeweicht, die nächste große Krise kam dann erst 1830:

*»Außerdem bilden die Jahre um 1830 einen Einschnitt, der – vor allem in Deutschland – von dem Absterben einer schon zu Lebzeiten ihrer Vertreter klassisch gewordenen Epoche zeugt: 1827 starb Beethoven, 1828 Schubert, 1830 Constant und Motz; 1831 Hegel, Stein und Gneisenau, alles Männer der preußischen Reform; 1832 Goethe und Walter Scott, 1834 Lafayette, 1835 Wilhelm von Humboldt. Nicht die individuellen Daten sind hier von Belang; alle zusammen indizieren sie aber das Ende eines Zeitalters, dessen Spannungen die Einheit von Aufklärung, Romantik und Revolution ausmachten.« (Berge-ron / Furet / Koselleck 1969, S. 297).*

Von Aufklärung, Romantik und Revolution war oben schon die Rede, und wird auch jetzt wieder die Rede sein, wenn versucht werden soll, Schmellers politischen Standpunkt, wie er sich in der vorliegenden Schrift zeigt, mit der Entwicklung von Schmellers politischen Meinungen zu dieser Zeit überhaupt zu vergleichen. Der politische Text unserer kleinen Schrift scheint mir zu lauten: Napoleon ist ein Despot, dessen Aktionen gegen ein vernünftiges Fortschreiten der gesellschaftlichen Entwicklung gerichtet sind; seine Gegner sind national gesinnte Männer, die für die individuelle, u. d. h. auch individuell-nationale Freiheit kämpfen. Unter dieser ganzen Argumentation stehen die ganzen ersten Seiten von Schmellers Schrift, wo von der Einheit in der Vielfalt Europas gesprochen wird. Da ist von »dem Gewaltigen« die Rede, der erst in jüngster Zeit die Alleinherrschaft in Europa angestrebt habe, daß ihm aber dieser »jüngste fürchterliche Sturm der Art auf Europas Völkerschaften so ausgezeichnet mißlungen« sei, da »alle sich verzweiflungsvoll erhoben, und mit vereinter Kraft den drohenden Einen Herrn, die drohende Eine Sprache abgewendet« hätten. Der Versuch, eine europaweite Einheit unter einem Herrscher herzustellen, wird unter zwei Aspekten als Vergewaltigung der individuellen wie der nationalen Identität gesehen: Zum einen sei die Zeit des Alleinherrschens vorüber, und zum anderen sei das Aufgehen in der Einheit mit Identitätsverlust verbunden:

*»Wer möchte leben, wo ihm immer und immer dieselbe Form begegnete, welch ein abgezierter, anekeln-der Kunstgarten wäre dann das schöne Europa, das jetzt in seinen Bewohnern so mannigfaltig überraschende und belehrende Ansichten darbeut.« (S. 6).*

Und tatsächlich – befinden wir uns nicht in der Zeit, wo man aufhört, die französischen Gärten in den Schlössern der absolutistischen Kleinfürsten schön zu finden, und anfängt, sich dem englischen Landschaftsgarten, ja bald gar der Natur und ihrer Nützlichkeit selbst zuzuwenden? Es sei an dieser Stelle die Erinnerung erlaubt, daß der Münchner Gymnasiast Schmeller selbst den englischen Garten, den er offenbar fast täglich besuchte, so empfand, so schreibt er einmal:

*»Wir [Schmeller und sein Freund Stölzl/L. E.] giengen oberhalb der Bildergalerie auf den englischen Garten zu. [. . .] Weis und schwarz zeigten sich die Baumreihen meinen Blicken, düster verlор sich der lange Hallengang vor mir, der Mond vollendete die Zauberszene. – Wir umarmten uns. Izt verliessen wir den Hofgarten und giengen durch einen Theil von Thomsons Werk nach der Stadt zurück.« (16. 12. 1801, TB I, S. 41).*

Daß die beiden selben Freunde gerade im Englischen Garten bei einem Disput über *»Kant's Metaphisik«* (TB I, S. 66) darüber ins Streiten kommen, ob es *»an diesem Orte nach dem Naturrechte erlaubt wäre«* (ebd.), einen Zweig abzureißen, was Stölzl getan hatte, enthüllt den Landschaftsgarten als Bewußtseinslandschaft.

Daß gerade das Bild vom Garten Schmeller einfällt, wenn er von der neuen und der alten Zeit spricht, ist so vielleicht geprägt von dieser seiner Erfahrung, ist doch schon in diesen etwas schwärmerischen Jugenderfahrungen die Doppelheit von volksfreundlicher und volksbildender Aufklärung und naturschwärmerischer Romantik sichtbar, die dann auch das Einverständnis mit der staatlichen Organisation nach 1815 prägt – man denke nur daran, daß der eher »romantische« Kronprinz Ludwig I. eine Verfassung des Maximilian Freiherr von Montgelas vollzieht. Der Englische Garten selbst mag als ein Symbol für die in dieser Zeit stattfindende Wandlung und Mischung der Ideen gelten: Von Sir Benjamin Thompson, Graf von Rumford 1788 noch als Militärgarten mit Volkszugang konzipiert wurde er auf Befehl Kurfürst Karl Theodors eingerichtet und 1792 eröffnet. Schon bald wurden aber landwirtschaftliche Musterbetriebe

integriert, die der ländlichen Bevölkerung neue Kenntnisse vermitteln sollten. Ab 1803 – unter der Oberaufsicht von Ludwig von Sekell – wurde der Garten dann ganz zum »Volksgarten« bestimmt, die Anlage sollte dazu da sein, *»daß sie den Menschen zur Bewegung und Geschäftserholung; zum Genusse der freien gesunden Lebensluft, und zum traulichen geselligen Umgang und Annäherung aller Stände diene.«* Noch im gleichen Jahr ließ Kronprinz Ludwig von Franz Schwanthaler die Jünglingsstatue »Harmlos« errichten und fügte die Inschrift hinzu: *„Harmlos wandelt hier! Dann kehret neugestärkt zu jeder Pflicht zurück.“*« (Gallas 1979, S. 354).

Nach diesem Exkurs über diese Aspekte der landschaftgewordenen Mischung aus Nüchternheit und Romantik, die dann auch die politische Übereinkunft zumindest in Bayern nach 1816 prägen wird, zunächst aber zurück zur politischen Deutung von Schmellers Vielfalt-Wunsch in seiner Schrift. Er steht in einer merkwürdigen Ambivalenz zwischen der positiven Aufnahme der Gleichheitspostulate der französischen Revolution und der negativen Deutung ihrer Folgen im Rahmen des letztlich von Herder repräsentierten Volksgeist-Denkens. In der vorliegenden Schrift scheinen diese beiden Faktoren widerspruchsfrei miteinander vereint, da der Feind Napoleon einerseits als neuer Tyrann, der damit die politische Gleichheitsforderung verletzte, und andererseits als Gegner einer Verwirklichung der jedem Volk als Volk zukommenden Rechte verstanden werden konnte. In beider Hinsicht versprach man sich nach einem Sieg über Napoleon zumindest Besserung, so daß man sich bis hin zum praktischen Eingreifen – Schmeller ist ja Soldat im Befreiungskrieg – für die neue nationale Sache einsetzt. Allerdings stürzen die erkennbaren Folgen der Niederlage Napoleons zumindest Schmeller aus seinen Illusionen, er beginnt auch zu sehen, daß die Furcht vor Napoleon bei seinen Gegnern nicht nur und vielleicht nicht einmal zum größten Teil die Furcht vor dem Aufstehen einer neuen Despotie war, sondern die Angst davor, daß die Aufsprengung der feudalen Ordnung, die in Frankreich vollzogen war, durch die Macht Napoleons auch auf die anderen europäischen Staaten ausstrahlen könnte. Diese Entwicklung erklärt, daß Schmellers Schrift, die den Geist von 1813 atmet und 1815 erscheint, bei ihrem Erscheinen so etwas wie einen erinnernden Endpunkt für eine fast schon sehr weit vergangene Zeit darstellt. 1813 war die Zeit, wo auch in Schmellers Tagebüchern Napoleon durchgehend als ein sinnloser Despot erscheint; ein Beispiel dafür mag genügen, so schreibt Schmeller am 26. März 1813:

*»Nur Schurken können es mit einem Napoleon halten, und jeder rechtschaffne Mann muß bitten und wünschen, daß die Menschheit von ihm erlöst werde.« (TB I, S. 181).*

Schmeller hat die typisch deutsche Perzeption der bürgerlichen Revolution mitgemacht, zunächst fasziniert und ihren ideellen Grundlagen positiv zusprechend, dann doch froh, in der Entartung in der Gewalt einen Vorbehalt gegen die allzustarke Individualisierung gefunden zu haben, letztlich diesen Vorbehalt gegen den Eroberer Napoleon wendend, in mythisch-romantischem Ungefähr. So findet sich am 28.1. 1803 (TB I, S. 101/102) eine ausführliche Verteidigung des *individuellen* Freiheitsgedankens, und noch am 6. September 1805 (TB I, S. 114) – Schmeller ist längst Soldat in Spanien – spricht er von der Faszination, die von Bonapartes Geschichte auf ihn ausgehe, wenn er dem damals noch recht neuen Kaiser auch die mangelnde Berücksichtigung der – individuellen – Freiheit und Gleichheit vorwirft. Auch der im selben Tagebucheintrag ausgebreitete Verlauf seines bisherigen Lebens wird von Schmeller als der Versuch beschrieben, sich die im Rahmen der eher rationalistischen Aufklärungstradition, die Schmeller in seiner Zeit in München kennenlernte, individuell garantierte Freiheit zu erarbeiten. Der Umschwung läßt sich tatsächlich zeitlich in etwa an der oben belegten Rezeption Herders im Jahre 1806 festmachen. Denn noch am 3. 3. 1806 (TB I, S. 129) schreibt Schmeller beim Vorbeimarsch mehrerer französischer Regimenter:

*»Schöner Verein der Nationen! Und diese, die Erste der Erde durch Macht und Bildung, die Aufrechterhalterin der Rechte der Menschheit gegen die Tyrannen des Aufgangs, Niedergangs und Mittags, ist sie nicht jeder Achtung werth!«*

Am 20. Juni desselben Jahres notiert Schmeller dann seine Herder-Lektüre; der Rest, bis zum Abbruch im Jahr 1808 ist nicht mehr von politischen, sondern allenfalls von pädagogischen Äußerungen gekennzeichnet. Dafür setzen die Einträge des Jahres 1812 mit dem Pathos des romantischen deutschen Idealismus wieder ein:

*»Warlich die heutigen Nationen Europas sind nur achtungswerth durch die einzelnen, in unbekannter häuslicher Stille lebenden, guten Menschen, die sie enthalten; ihr Obenanstehendes ist nur verächtlicher Schaum, der mit Heimtückischheit, Verläumdung und Eigennutz sich*



*blüht. Wie kanibalsch und poissardsch ist das öffentliche Betragen der Nationendarsteller noch gegeneinander, da man so viel von Bildung und Civilisirung spricht. Wie anders müßte es sein, wenn auch die »von Gott eingesetzten« dem Volk mit Sittlichkeit, nicht mit Politik vorangienge!» (TB I, S. 154).*

Wenn nun auch noch immer von ähnlichen Dingen die Rede ist, die Redeweise hat sich doch geändert; mag es vielleicht nicht die Romantik sein, die aus diesen Worten spricht, so ist es doch auch nicht mehr die rationalistisch-bürgerliche Aufklärung seiner Jugend, die ihn auch der französischen Revolution hatte nahetreten lassen; nicht mehr von der mangelnden individuellen Gleichheit ist die Rede, sondern von den moralischen Vorzügen eines zurückgezogenen Lebens im Schoße der nationalen Identität – Nation, ein Begriff, den der Münchner Gymnasiast Schmeller ganz abzuschaffen versucht hatte. Auch die bürgerlichen Hoffnungen sind zurückgenommen, nicht mehr Gleichheit wird verlangt, sondern sittliches Verhalten auch der Oberen – ihre sittliche Qualität entscheidet über den gesellschaftlichen Fortschritt. Ja, die Politik selbst, das rational-kluge Vorgehen, kommt in schlechten Geruch, Sittlichkeit ist angesagt. Schon dieser Begriff der Sittlichkeit, hier nicht weiter ausgeführt, im Grimmschen Wörterbuch aber z. B. sowohl bei Kant wie bei Herder unter derselben Bedeutungsgruppe angegeben, vermag wiederum zu zeigen, daß für das deutsche Denken der Zeit über eine gewisse Derationalisierung hinaus kaum sehr präzise Konturen der politisch-moralischen Vorstellungen aufscheinen; Deutschland geht ein ins Pandämonium der europäischen Philosophie, wie eine historische Darstellung ironisch formuliert (Bergeron/Furet/Koselleck 1969, S. 105). Die Elemente einer rationalistischen und einer sensualistischen Aufklärungsphilosophie leicht angereichert mit einer mehr oder minder starken Prise romantischen Denkens scheinen der Trend der Zeit zu sein. Die Mischung dieser Elemente erlaubt es auch, scheinbar Widersprüchliches zu vereinen; unmittelbar im Anschluß an den oben zitierten Tagebucheintrag führt Schmeller aus, eine Erscheinung wie Napoleon sei jetzt insbesondere deshalb merkwürdig, da die angemessene Entwicklung auf republikanische Verfassungen zulaufe. Da aber dann als das Merkmal einer republikanischen Verfassung das moralische Verhalten der Führenden betrachtet wird, ist das Paradox aufgehoben. Der politische Fortschritt hat von oben zu kommen, Washington, der von Schmeller als positives Beispiel genommen wird, unterscheidet sich nur in seiner Sittlichkeit von Napoleon.

Und wieder einen Tagebucheintrag weiter findet sich ein weiterer Topos, der letztlich die Versöhnung der liberal-bürgerlichen Intellektuellen der Freiheitskriege mit den dann herrschenden Ergebnissen ermöglicht: Dem gesellschaftlichen Handeln der Franzosen – exemplarisch eben in der Revolution – wird die geistige Überlegenheit der deutschen Kultur gegenübergestellt:

»*Laßt nur den deutschen Geist nicht untergehn.*« (TB I, S. 155).

Und in diesem Zusammenhang mag es auch nicht zufällig sein, daß in Schmellers Verhandlungssprach-Schrift, die Griechen als leuchtendes Beispiel gegenüber dem »frevlerischen Eingreifer« Rom gelten. Ist nicht das napoleonische Frankreich Schmellers Rom, und ein Bund deutscher Kleinstaaten sein Griechenland?

»*Die Deutschen, sagt später noch Wilhelm von Humboldt, müssen der reinste Spiegel der menschlichen Möglichkeiten sein, die Griechen der Neuzeit, das eigentliche Menschheitsvolk.*« (Bergeron/Furet/Koselleck 1969, S. 109).

Allerdings scheint sich Schmeller der Gefahr dieser Position selbst bewußt: In einer Parodie eines bereits geradezu biedermeierlichen Deutschland, das von seiner »literarischen Superiorität« (TB I, S. 161) überzeugt ist, glaubt er lediglich die Aufklärung zu karikieren, und hat dabei doch fast die Zukunft bis 1830 vor Augen. Wenn er aber gerade jetzt diese Karikatur niederschreibt, so hat seinen Grund darin, daß im Elan der Befreiungskriege das Denken dazu drängt, sich auf ein eigenes Handeln einzulassen. Und so ist Schmeller am Gründonnerstag 1813 (s. TB I, S. 183/84) auch ganz empört, als sowohl der bayerische Gesandte, an den er sich wegen seines Eintritts in den bayerischen Kriegsdienst gewandt hatte, als auch Prof. Wyss ihm zureden, seinem Leisten treu und das heißt in der Republik der Gelehrten zu bleiben. Es ist nicht nötig, hier – was schon an einigen anderen Orten geschehen ist, die Steigerung der nationalen Erregung im Jahre 1813 aus Schmellers Aufzeichnungen nachzuzeichnen, wesentlich interessanter ist für uns, daß mit der Zeit, zu der Schmeller bairischer Soldat in seinem Befreiungskrieg geworden ist, bereits ein gewisser Umschwung einsetzt. Nimmt er noch mit Pathos zu Kenntnis, daß »*Napoleon* [. . .] *wirklich entsagt*« (TB I, S. 243; 21. 4. 1814) hat, so sieht er schon am nächsten Tag die nationale Hoffnung auf den Anschluß des Elsaß an Deutschland betrogen, und kann nicht umhin, schon am 24. April Napoleon zu loben, daß er den Speichelleckern die Wahrheit gesagt habe, und

schon am 10. Mai 1814 gibt er eine bemerkenswerte Begründung dafür, warum die Bourbonenherrschaft doch besser sein solle als die Napoleons. Denn wo nur Reichtum und äußeres Herkommen die Herrschaft begründen, sei es für die von der Machtteilhabe Ausgeschlossenen leichter, sich mit ihrer eigentlichen – inneren – Überlegenheit über diesen Verlust zu trösten:

*»Wo hingegen blos die Klügsten zur Regierung kommen da entsteht für die Zurückbleibenden die empfindlichste aller Kränkungen, denn Nichtreichsein kann man weit eher verschmerzen als unverständlich, ungeschickt ungelentk. [. . .] Drum besser Bourbons mit all ihrer bourbe, als Liberté und Egalité, besser Ludwig XVIII als Napoleon.«* (TB I, S. 246).

Auch scheint ihm Kaiser Franz I., den er in seiner Schülerzeit als den, der die josephinische Aufklärung rückgängig gemacht hatte, gehaßt hatte, gegenüber Napoleon abzufallen (TB I, S. 251), allmählich wird auch das Machtpoker auf dem Wiener Kongreß deutlich, und langsam wird Napoleon für Schmeller zu einer Utopie der Freiheit:

*»War Napoleon nicht ein neuer Meßias, der das in bürgerlicher Bewegungslosigkeit hinbrütende Geschlecht aufrütteln, durch das Drücken auf die Festsitzenden immer mehrere beweglich machen [. . .] sollte? Und warum mißlang das große Erlösungswerk, als es eben am kräftigsten im Gange war? Schon viele haben die neue Seligkeit geschmeckt, und können sie nimmer vergessen, und laut ertönt im königlichen Frankreich das: vive l'Empereur!«* (TB I, S. 259).

Und wenn so auch das nationale Interesse bei Schmeller noch besteht, sich allerdings nunmehr eines weitaus gedämpfterem Tons befleißigt, seine Stellungnahmen zu Napoleon und den anderen Herrschenden haben sich geändert. Am deutlichsten wird das, wenn Napoleon im März 1815 nochmals zurückkehrt, so daß auch Schmeller noch als Soldat nach Frankreich kommt; es ist nicht mehr die Rückkehr des Despoten, die Schmeller sieht, sondern:

*»Die alten Perücken hatten schon alles wieder auf den alten Fuß gesetzt. Es galt nur das alte Verfautte: Adel, Pfaffenwesen [. . .] In Wien Feste ohne Ende, wenig Arbeit. Ländergier, die Menschen wie Vieh vertauscht (Sachsen, Genua)! etc. etc. Der wird das elende Gesindel wieder in seine Winkel verscheuchen – aber auch*

*Er wird fürchterlich und eisern auf der neuen Zeit lasten! Neue Anstrengungen wird es kosten [. . .] Die deutschen Völker erschöpft entkräftet, werden statt der ersehnten Ruhe zu neuen Aufruffungen gestachelt werden, in ihrem Elend und, durch den Ausgang des letzten Krieges belehrt, daß man sie nur als Mittel braucht und dann wieder wegwirft und wie Vieh behandelt – werden sie wieder den Stachel läken, und ihre eignen Treiber niederstürmen. Es wird sich ein neues Europa gestalten.» (TB I, S. 295/96).*

Und ungefähr zu dieser Zeit erscheint die Schrift von der Verhandlungssprache, eine Erinnerung an klare Verhältnisse. Natürlich ist diese Stellungnahme zu Napoleons Rückkehr noch nicht das letzte Wort; weitgehend realistisch stimmen Schmeller dann seine linksrheinischen Erfahrungen:

*»Der Pfarrer belegte mit Beispielen wie der hiesige Bauer für Deutschthum und Franzosenthum keinen unterscheidenden Sinn habe, und alles blos nach seinem Vortheil, der allerdings zur Franzosenzeit groß gewesen, berechne.« (TB I, S. 311).*

Und überhaupt sein Erleben Frankreichs. Das alles macht ihn reif dafür, die relative Liberalität des Baierns Ludwigs I. als seine politische Heimat zu akzeptieren (vgl. Eroms 1986 und Ziegler 1986).

### **Schlußbemerkung**

Die kleine Schrift des knapp 30jährigen Johann Andreas Schmeller über Eine allgemeine europäische Verhandlungssprache zeigt uns unseren Autor gerade beim Überschreiten einer zeitgeschichtlich wie auch in seinem eigenen Lebensplan äußerst bedeutsamen Schwelle. Mit den Ereignissen rund um die Entstehungszeit dieser Schrift konsolidiert sich auch Schmellers privates, wissenschaftliches und gesellschaftliches Leben. Er nimmt eine Haltung ein, die gerne pauschal als zwischen Aufklärung und Romantik stehend, aber im Zweifelsfalle aufklärerisch-liberal beschrieben wird. Die hier vorgelegte Schrift bietet – und das wollte das Nachwort in Ansätzen zeigen – im Zusammenhang mit den sonstigen Lebensäußerungen Schmellers die Möglichkeit, aus ihrer Entstehung die Art dieser Zwischenstellung, die sich im wissenschaftlichen wie im gesellschaftlichen Handeln Schmellers auswirkt, präziser zu bestimmen.

## LITERATUR

Arens, Hans, Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart. Band 1. Von der Antike bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts. Frankfurt/M. 1969.

Bahner, Werner/Neumann, Werner (Hg.), Sprachwissenschaftliche Germanistik. Ihre Herausbildung und Begründung. Berlin 1985.

Bergeron, Louis/Furet, François/Koselleck, Reinhart (Hg.), Das Zeitalter der europäischen Revolution. 1780–1848. Frankfurt/M. 1969 (= Fischer Weltgeschichte 26).

Eichinger, Ludwig M., Wie sollen die Europäer miteinander reden? Eine Stellungnahme Johann Andreas Schmellers. Vortrag gehalten am 10. Juli 1981. In: A. Rowley (Hg.), Vorträge der Schmeller-Gesellschaft 1979–1981. Bayreuth 1982 (= Jahrbuch der Johann-Andreas-Schmeller-Gesellschaft 1981), S. 97–105.

Eichinger, Ludwig M., Bayer, Deutscher, Europäer – Johann Andreas Schmeller und die sprachliche Lage in Europa. In: Oberpfälzer Heimat 27, 1983, S. 47–64.

Eichinger, Ludwig M./Lüsebrink, Claire, Gespräche über die Sprache. In: B. Schlieben-Lange (Hg.), Fachgespräche in Aufklärung und Revolution. Tübingen 1989 (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 47) S. 197–240.

Eichinger, Ludwig M./Winkler, Werner (Hg.), Johann Andreas Schmellers Lehr- und Wanderjahre (1785–1815). Ein Lesebuch aus seinen Schriften. Bayreuth 1985 (= Jahrbuch der Johann-Andreas-Schmeller-Gesellschaft 1985).

Eichinger, Ludwig M./Naumann, Bernd (Hg.), Johann Andreas Schmeller und der Beginn der Germanistik. München 1988.

Eroms, Hans-Werner, Johann Andreas Schmeller und die Restauration in München, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 48, 1985 [= R. Brunner/E. Dünninger/R. Hinderling (Hg.), *Nach Volksworten jagend*. Gedenkschrift zum 200. Geburtstag von Johann Andreas Schmeller. Bayreuth 1985 (= Jahrbuch der Johann-Andreas-Schmeller-Gesellschaft 1984)], S. 183–194.

Fulda, Friedrich Carl, Ueber die beiden Hauptdialecte der Teutschen Sprache. Leipzig 1773.

Gallas, Klaus, München: Von der welfischen Gründung Heinrich des Löwen bis zur Gegenwart; Kunst, Kultur, Geschichte. Köln 1979.

Grimm, Jacob und Wilhelm, Deutsches Wörterbuch. Zehnten Bandes erste Abtheilung, bearbeiten von Dr. Moriz Heyne im Vereine mit Dr. R. Meiszner u. a. Leipzig 1905.

Herder, Johann Gottfried, Frühe Schriften 1764–1772. Herausgegeben von U. Gaier. Frankfurt/M. 1985.

[Katalog München] Johann Andreas Schmeller 1785–1852; Bayerische Staatsbibliothek, Gedächtnisausstellung zum 200. Geburtsjahr. München 1985.

[Katalog Tirschenreuth] Johann Andreas Schmeller (1785–1852) – Der Mann und sein Wirken. Ausstellung anlässlich des 200. Geburtstages am 6. August 1985 arrangiert von der Johann-Andreas-Schmeller-Gesellschaft. Bayreuth/Tirschenreuth 1985.

Lüsebrink, Claire, Un défi à la politique de la langue nationale: la lutte autour de la langue allemande en Alsace sous la Révolution française. In: LINX 15, mai 1987, S. 146–168.

Ruf, Paul (Hg.), Schmeller Tagebücher. 3 Bde. München 1954, 1956, 1957 (= Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte 47, 48, 48a).

Schmeller, Johann Andreas, Soll es Eine allgemeine europäische Verhandlungssprache geben? Kempten 1815. [Jetzt wiederabgedruckt in: L. Wolfrum u. a. (Hg.), »Keine Weltherrschaft, keine Weltsprache!« Schmellers Schrift: »Soll es Eine allgemeine europäische Verhandlungssprache geben.« Grafenau 1988 (= Jahrbuch der Johann-Andreas-Schmeller-Gesellschaft 1987), S. 13–34.]

Winkler, Werner, Johann Andreas Schmeller als Pädagoge. Vortrag gehalten am 29. Oktober 1981. In: A. Rowley (Hg.), Vorträge der Schmeller-Gesellschaft 1979–1981. Bayreuth 1982 (= Jahrbuch der Johann-Andreas-Schmeller-Gesellschaft 1981, S. 107–127).

Winkler, Werner (Hg.), Johann Andreas Schmellers Briefwechsel. 3 Bde. Grafenau 1989.

Ziegler, Walter, Schmeller in der Auseinandersetzung mit seiner Zeit. In: K. Dolde/M. Warter (Hg.), »Nicht ganz umsonst hab ich gelebt . . .« Rückblick auf das Schmeller-Jahr 1985. Bayreuth 1986 (= Jahrbuch der Johann-Andreas-Schmeller-Gesellschaft 1986), S. 27–42.

